

Louis Begley Lügen in Zeiten des Krieges

Roman



Suhrkamp

und sagte, er wolle Tanja sprechen. Er erklärte ihr, sein Kind dürfe keinem Judenbastard mehr den Hintern abwischen; es sei höchste Zeit, daß das aufhöre. Was geschehen sei, könne man nicht rückgängig machen, das gebe er zu, aber eine Entschädigung sei fällig. Was für eine Zukunft stehe Zosia denn noch offen, bei dem Judengeruch, der an ihr hänge? Zum Glück war mein Großvater nicht im Haus. Tanja sagte zu Zosias Vater, er solle bitte am Bahnhof warten und bei einem nächsten Besuch gefälligst nicht vergessen, den Dienstboteneingang zu benutzen. Dann holte sie ihren Biberpelzmantel und Pelzhut und gab Zosia beides und Geld dazu. Großmutter wollte Zosia auch einen Pelz geben, aber Zosia weinte bitterlich und weigerte sich, ihn anzunehmen; da gab ihr Großmutter statt dessen den Ring mit den kleinen Diamanten, den sie immer am Mittelfinger trug. Dann packte Zosia ihre Sachen zusammen. Sie fragte, ob sie noch auf Großvater warten dürfe, aber Tanja sagte, lieber nicht, der lange tränenreiche Abschied führe nur dazu, daß ich wieder zum Zweijährigen werden und ewig ein Kleinkind bleiben würde.

Tanja hatte mit dem Haus recht gehabt. Ein paar Tage nachdem die Flut zurückgegangen war, stellte sich ein deutscher Offizier vor, fragte sehr höflich, ob Tanja die Eigentümerin des Hauses sei, und erklärte ihr, wir müßten das Haus bis zum Ende des folgenden Tages räumen. Das Haus werde als Gestapohauptquartier gebraucht. Kleider und persönliche Dinge könnten wir mitnehmen – alles andere müsse bleiben. Man werde ein Verzeichnis des Inventars anlegen. Er riet ihr, dabei persönlich anwesend zu sein und sich zu vergewissern, daß alles seine Ordnung habe; dann äußerte er noch, es sei sehr angenehm, in diesem Teil der Welt ein so korrekt gesprochenes Deutsch zu hören.

Unsere Mieter mußten das Haus auch verlassen. Pan Kramer kam zu Tanja und sagte, er habe einen Vorschlag zu machen, der ihm selbst peinlich sei, aber wenn wir es wünschten, könnten wir doch zusammenziehen. Er wisse eine Wohnung am Markt, ein paar Häuser neben seinem Geschäft. Eine bescheidene Wohnung, nicht das, was Tanja gewohnt sei, aber sie war zu haben, und möbliert war sie auch. Die alte Dame, die darin wohnte, war bereit, die Wohnung aufzugeben und zu ihren Kindern zu ziehen. Für Kramers allein war die Miete zu hoch. Da wir schon so lange Nachbarn seien, mache es uns vielleicht nichts aus, mit ihnen zusammenzuziehen. Sie seien sehr ruhig, den größten Teil des Tages im Geschäft, und Irina und ich könnten zusammen spielen. Mein Großvater wurde gefragt und war einverstanden. Für Juden gab es keine Wohnungen in T. – alle Juden waren auf die Straße gesetzt worden. Den Transport unserer Sachen würde vielleicht der Mann übernehmen, der unsere Pferde in seinem Stall untergebracht hatte; Großvater wollte sich darum kümmern.

Die neue Wohnung lag in einem vierstöckigen Haus. Wir sollten im dritten Stock wohnen, was für Großmutter wegen ihres Herzens mühsam war. Man ging durch eine Einfahrt, die breit genug für einen Pferdewagen war, in einen rechteckigen Hof. Die Wohnungseingänge lagen in allen Stockwerken an umlaufenden Galerien, die miteinander durch Treppen verbunden waren. Unsere Wohnung bestand aus drei

Zimmern und einer großen Küche, mit der meine Großmutter sehr zufrieden war. Die drei Kramers sollten in einem Zimmer schlafen; Tanja bestand darauf, daß sie das größte bekamen. Meine Großeltern bewohnten das Zimmer daneben, in dem zwei Betten waren. Tanja und ich nahmen das Wohnzimmer; sie wollte auf dem Sofa schlafen und ich auf einem Faltpfand, das wir abends aufschlagen konnten. Wir stellten fest, daß es kein fließend Wasser gab; man mußte es von der Pumpe im Hof holen. Pan Kramer zeigte mir, wie man die Pumpe in Gang setzte: Zuerst pumpte man kurz und schnell, um das Wasser zum Fließen zu bringen, und dann langsam und gleichmäßig, um es in Gang zu halten; so ermüdete man nicht. Irina und ich sollten für das Wasserholen zuständig sein; dabei würden wir lernen, sparsam mit Wasser umzugehen.

Noch etwas stellte sich heraus: Es gab keine Toiletten, nur einen Verschlag in jedem Stockwerk mit einer Art Kasten und einem Emaileimer darin, den alle Mieter benutzen konnten. Den Eimer oder auch einen Nachttopf, etwa anderes gab es nicht. Ausleeren mußte man die Behälter dann im Abtritt auf dem Hof. Man konnte auch gleich den Abtritt benutzen. Ich fragte Tanja, wie sie es halten wolle. Zur Antwort schlug sie mir vor den Augen von Pan und Pani Kramer und Irina heftig ins Gesicht. Sie hatte mich noch nie geschlagen; sie hatte Zosias unmittelbare Vorgängerin sogar entlassen und mitten in der Nacht aus dem Haus geworfen, weil diese Panna mir eine Ohrfeige gegeben hatte.

Diesmal eilte Großmutter mir zu Hilfe. Sie sagte, sie schäme sich für Tanja; wenn Tanja sich so aufführen wolle, könne sie gleich zu Bern ziehen. Großvater brachte beide Frauen zum Schweigen und nahm mich mit zu einem kleinen Spaziergang.

Ich weinte und sah, daß auch ihm die Tränen kamen. Dennoch meinte er, Weinen nütze gar nichts. Alles habe sich verändert. Schwere Zeiten ständen uns bevor. Wenn die Menschen Angst haben und durcheinander sind, dann benehmen sie sich ganz anders als sonst, sagte er. Auch er habe Angst. Er meine, jetzt müsse ich vor allem sehr genau beobachten und möglichst immer im Sinn behalten, daß Angst die Menschen verändert; das werde mir helfen zu verstehen, was ich zu sehen bekäme. Er wolle mich dabei unterstützen so gut er könne; aber ich dürfe nicht vergessen, daß Großmutter krank und daß sie beide schon alt seien und daß Tanja mich versorgen müsse, bis der Krieg vorbei sei und mein Vater zurückkommen könne. Dann gingen wir bis zum Ende der Straße, wo ein unbebautes Grundstück mit Kies- und Steinhäufen und ein herrenloses Holzlager waren. Noch etwas weiter weg lag dann der Fluß. Ein paar katholische Jungen, größer als ich, warfen mit Steinen und versuchten Bäume zu treffen. Wir blieben stehen und sahen zu. Sie warfen weit und sehr genau. Das wollte ich auch gern lernen, und ich fragte Großvater, ob er mir dabei helfen könne. Das könne er nicht, gab er zur Antwort – er habe sein Leben lang bedauert, daß er so schlecht werfen könne. Aber etwas anderes, genauso Nützliches, könne er mir zeigen. Wir gingen zum Markt und kauften dickes rotes Gummiband und ein Stück Leder. Dann wanderten wir zurück zu dem Kieshaufen auf dem leeren Grundstück. Mein Großvater schnitt einen tief hängenden gegabelten Zweig

von einem Baum, schälte ihn, fädelt das Gummiband durch zwei Löcher, die er in das Lederstück gebohrt hatte, und befestigte das Gummi dann an der Zweiggabel. Eine Schleuder, erklärte er: Von jetzt an werde bei jeder Gelegenheit damit geübt; aber kein Wort davon zu Großmutter! Und nie auf Häuser zielen, denn sonst würde ich vielleicht ein Fenster einschlagen. Wenn ich genug geübt hätte, wollten wir versuchen, auf Krähen zu schießen.

Am späten Nachmittag kam Bern zu Besuch. Er brachte Großmutter einen Strauß gelbe Astern. Sie dankte ihm und fragte, ob er die Farbe passend zu ihrem neuen Judenstern ausgesucht habe. Zigaretten und Wodka brachte er auch mit und sagte dazu, was für Großvater und was für Tanja sei, wisse er nicht. Darüber lachten alle, und mein Großvater meinte, die Zigaretten müßten wohl für Tanja bestimmt sein; hätte Bern Tanja ein alkoholisches Getränk zgedacht, dann würde er wohl Champagner gebracht haben.

Als die Flasche fast leer war und die Kramers sich in ihr Zimmer zurückgezogen hatten, erzählte Bern, er sei gefragt worden, ob er eine leitende Stellung im Judenrat von T. übernehmen wolle, den die Deutschen einrichteten, und er habe zugesagt. Auf diese Weise könne er vielleicht seine *garçonnière* behalten und uns bei allem möglichen helfen, zum Beispiel bei den Lebensmittelkarten. Vielleicht könne er Tanja sogar eine Stelle verschaffen: Arbeitslos zu sein könnte gefährlich werden. Ihm sei es gleich, was die Leute dachten; wenn er den Posten nicht nähme, stellten die Leute in der Kommandantur, die für die Judenfrage zuständig seien, irgendeinen Analphabeten ein, einen gewieften Schieber, der sich nur auf dem schwarzen Markt auskenne. Er könne dann bloß noch in die Wälder gehen, aber es sei schwer, Verbindung mit den Partisanen aufzunehmen, und er wolle auch Tanja und uns nicht ganz schutzlos zurücklassen.

Es stimmte, Bern war jetzt unser einziger Freund, ganz abgesehen davon, was vielleicht zwischen ihm und Tanja vorging. Der katholische Chirurg hatte sich wie mein Vater wieder nach T. durchgeschlagen, als die polnische Front 1939 zusammengebrochen war, aber man evakuierte ihn nicht nach Rußland. Er hatte Tanja immer sehr höflich behandelt, wenn sie ihn im Krankenhaus aufsuchte, aber Tanja meinte, sie sei ihm von Mal zu Mal weniger willkommen. Er hatte ihr unumwunden erklärt, er könne ihr auf keinen Fall eine Stelle im Krankenhaus geben. Wenn mein Vater bloß vor dem Krieg auf ihn gehört hätte und wir alle konvertiert wären, dann sähe die Sache anders aus. Jetzt war es dazu zu spät; er bedauerte, daß wir uns selbst in solche Schwierigkeiten gebracht hätten. Natürlich, eigentlich wären nicht wir verantwortlich, sondern die anderen Juden, die sich nicht als polnische Patrioten fühlen könnten. Leider sei es jetzt aber auch für solche feinen Unterscheidungen zu spät. Was die Medikamente für ihre verehrte Frau Mutter angehe, da sei Kollegialität seine Devise, und er lasse sich nicht von den Deutschen reinreden. Sie könne haben, was sie wolle. Tanja bemerkte wohl, daß er ihr nicht wie sonst zum Abschied die Hand küßte, als sie ein Rezept für Großmutter abholte, und jedesmal, wenn sie die Geschichte erzählte, wies sie ausdrücklich auf diesen Umstand

hin.

Bern erzählte, er habe am Telefon von einem Kollegen aus Lwów gehört, die dortige Kommandantur habe dem Judenrat Befehl gegeben, alle Juden in ein Ghetto wie in Warschau und Krakau zu schaffen. Da konnte einem das Lachen endgültig vergehen. Die Menschen würden wie Sardinen zusammengepfercht. Im Vergleich dazu müßte uns das neue Quartier, das wir mit den freundlichen Kramers teilten, geradezu luxuriös erscheinen. Er hoffte, in T. würde es nie soweit kommen. Die Armbinden, die gelben Sterne und die Ausgangssperre hätten wir ja nun schon. Wenn der Judenrat verantwortungsbewußt handelte und wenn unsere lieben Kaffeehaus-Intellektuellen zur Abwechslung einmal nicht die Polen provozierten, dann könnte vielleicht alles so bleiben, wie es war. So hatte Bern noch nie gesprochen, und Tanja und mein Großvater nahmen ihn nicht ganz ernst; sie sagten, er spreche ein sehr modernes Polnisch. Wir hatten die Polen, die katholisch waren, sonst einfach nur Katholiken genannt, denn Polen waren wir schließlich auch, dachten wir. Aber das Wort Ausgangssperre erinnerte alle daran, wie spät es war: Bern mußte gehen. Tanja brachte ihn hinaus und sagte, sie wolle ihn bis zur Ecke begleiten.

Als Tanja wiederkam, äußerte Großmutter, sie sei froh, daß sie krank sei und nicht mehr lange zu leben habe. Eine von vier Schwestern sei sie gewesen, alle gutaussehend, wenn man den Leuten glauben dürfe; und nun sei sie allein übriggeblieben. In ihrer Jugend hätte sie haben können, was sie sich nur gewünscht habe. Dann, als ihr Vater sein Geld verlor, habe mein Großvater die einzige gute Tat seines Lebens getan, nämlich die Schulden seines Schwiegervaters bezahlt. Zwei wirkliche Kinder habe sie gehabt – und beide seien tot. Tanja sei nie ihr Kind gewesen. Und jetzt sehe mein Großvater wohl, was aus Tanja geworden sei; stolz könne er darauf sein. Genau wie seine Weiber sei sie geworden. Das Maß sei nun voll, genug Unglück für ein einziges Leben, und dennoch: Ihr mache es ja nichts aus, in einem so elenden Loch zu leben, einen Judenstern oder eine Armbinde zu tragen oder geschlagen oder erschossen zu werden wie die armen Kippers. Ihr nicht, sie habe schon ein Pogrom gesehen, als sie zehn gewesen sei. Ukrainische Bauern hätten ehrwürdige jüdische Patriarchen an den Bärten gezerzt, jungen Mädchen Gewalt angetan, alle geprügelt. Gott sei Dank seien sie nicht in ihr Haus gekommen, aber sie habe genug gesehen und gehört. Schlimmer könnten die Deutschen auch nicht sein. Schrecklicher als all das aber sei für sie, daß Bern dermaßen schamlose Reden geführt habe. Niemals, in ihrem ganzen Leben nicht, weder damals noch heute, habe sie einen Menschen so sprechen hören. Mein Großvater sagte kein Wort. Tanja sah sehr müde und sehr gefaßt aus. Nach einer Weile sah sie meine Großmutter an und sagte: Du weißt noch nicht, was schamlos ist, du weißt noch nicht, wohin es mit uns kommen wird, warte nur, du wirst es noch erleben, so schnell stirbst du nicht.

Kurz danach fand Bern eine Arbeit für Tanja im Magazin der Wehrmacht. Sie brauchten dort jemanden, der perfekt deutsch sprechen und schreiben und außerdem

tippen konnte, und gaben schließlich dem Judenrat den Auftrag, eine geeignete Person aufzutreiben. Arier, die für die Aufgabe qualifiziert waren, schien es in T. nicht zu geben. Diese Entwicklung verbesserte unsere Lage erheblich – wir waren nun die Angehörigen einer in einem kriegswichtigen Betrieb beschäftigten Werktätigen –, aber ich war jetzt viel mir selbst überlassen. Großmutter's Krankheit war schlimmer geworden, und Großvater mußte sie pflegen. Weil alles rationiert war, war er jeden Tag viele Stunden unterwegs, um unsere Rationen in den regulären Läden zu kaufen, vor denen man Schlange stehen mußte, und außerdem ließ er seine privaten Verbindungen spielen, so daß er frische Milch und Eier und manchmal Kalbsleber besorgen konnte. Großmutter war leberkrank; sie konnte nur fettarmes Essen vertragen, und Kalbsleber war sehr mager und zugleich sehr kräftigend.

Wenn Großvater und Großmutter mich nicht brauchten, verbrachte ich meine Zeit mit Irina oder den älteren Jungen aus dem Haus. Schule gab es für Juden nicht mehr. Die Jungen und ich spielten Verstecken im Holzlager am Ende der Straße. Dort schien niemand mehr zu arbeiten. Wir bauten uns eine Hütte, in der wir sitzen konnten, wenn es regnete oder wir uns unterhalten wollten. Wir redeten über Frauen; die Jungen erklärten, wie man ihn den Mädchen zwischen die Beine schob, so daß sie bluteten, oder in ihr Hinterteil. In jedem Fall mußte es weh tun. Frauen bluteten sowieso jeden Monat. Sie nahmen Papier, damit es aufhörte, aber manchmal schafften sie es nicht. Das Blut hieß *kurwa*. *Kurwa mać* oder *kurwy syn*, Mutter oder Sohn aus diesem Blut, waren die schlimmsten Schimpfworte. Man konnte ihn also in eine Frau stecken, wenn sie blutete, das mochten die Frauen, aber es war doch eine sehr schmutzige Sache. Die Jungen wollten wissen, ob ich ihn schon in Irina gesteckt hatte. Einer von ihnen hatte sie in der Latrine gesehen. Sie meinten, ich sollte es versuchen, wenn sie schlief. Dumm dabei wäre nur, daß die Mutter am nächsten Morgen das Blut sähe. Wir hatten ein Lied, in das man jeweils einen unserer Namen und den eines Mädchens, das wir kannten, einsetzen konnte. So sangen sie das Lied über Irina und mich: ›Maciek, Maciek kommt als Offizier, sagt: Irina, ich mach's mit dir, ich schieb' dir meinen Riesen rein, zwei Meter lang ist der, dann wirst du furchtbar bluten, 'nen Liter oder mehr. Sie schreit, du tust mir weh mit deinem Riesen, da läßt er einen schießen. Sie schreit, jetzt blute ich sehr, er hört schon gar nichts mehr.‹ Singend marschierten wir im Holzlager auf und ab, an der Spitze ging immer der, dessen Name gerade im Lied zusammen mit einem Mädchen genannt wurde, das ihm gefiel oder zu seiner Familie gehörte.

Das leere Grundstück und das Holzlager waren auch Spielplätze vieler katholischer Jungen. Sie spielten Fangball und übten Zielwerfen mit Steinen, wie an dem Tag, an dem Großvater und ich ihnen zugesehen hatten. Wenn sie einen Platz brauchten, auf dem wir spielten, brüllten sie, Juden und anderer Müll mußten verschwinden. Wir fingen an, uns gegenseitig mit Steinen zu bewerfen. Ein- oder zweimal schoß ich mit meiner Schleuder, dann lief ich weg. Die älteren Jungen blieben und kämpften. Ich entdeckte, daß ich gern